



Das Allgäu. Unendliche Weiten. Doch in der so leer scheinenden Winterlandschaft (fotografiert in der vergangenen Woche) siedelt Gerhard Köpf heiße mafiose Umtriebe an.

Foto dpa

Ehrenwerte Gesellschaft mit Blick für Mehrwert

Gerhard Köpfs Mafia-Roman „Palmengrenzen“ findet im Bärenmarke-Paradies Allgäu eine ganze Herde Raubtiere

Ein Grundsatz der Mafia 3.0, von der Gerhard Köpf in seinem neuen Buch ebenso kenntnisreich wie virtuos erzählt, ist ihre Geräuschlosigkeit. Gelegentlichen Gebrauch einer Schusswaffe schließt das nicht aus, aber statt wild herumzuballern, kommt es darauf an, möglichst wenig aufzufallen. Das gilt auch für Köpfs Roman, der im Verborgenen blüht und unter dem harmlos klingenden Titel „Palmengrenzen“ gleich mehrere Bücher in sich vereint: einen Krimi, der Sogwirkung erzeugt und den Spannungsbogen durchhält bis zum letzten Satz, ein Sachbuch über die sizilianische Mafia, einen Ratgeber über den Umgang mit der Ehrenwerten Gesellschaft und eine die Sucht nach mehr erzeugende Droge – zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie den Beipackzettel und fragen Sie Ihren Arzt oder Buchhändler.

Den Beipackzettel gibt es wirklich: vom obligatorischen Hinweis auf den fiktiven Charakter der im Text erwähnten Personen und Ereignisse bis zur Leseliste am Schluss des Buches, die alles versammelt, was Rang und Namen hat im weiten Feld der Mafia-Literatur, von Maike Albatz bis

zu Leonardo Sciascia. Dazwischen eingestreut sind skurrile Rezepte und Exzerpte zur Geschichte der Henkersmahlzeit, die zu schreiben der Protagonist, ein pensionierter Notar, sich vorgenommen hat: „Mahl und Trunk gehören zur gelingenden Hinrichtung. Das Geschieh des Scharfrichters ist ebenso Bestandteil dieser Dramaturgie wie die letzten Worte des Geistlichen.“

Der Held trägt Züge des Autors Köpf: Beide stammen aus dem Allgäu, beide haben an der Universität der Stadt Duisburg gelehrt, wo im August 2007 sechs Männer nach einem Henkersmahl beim Edelitaliener erschossen wurden – der spektakulärste Mafia-Mord der Bundesrepublik; Opfer und Täter kamen aus demselben Dorf in Kalabrien, einer Hochburg des 'Ndrangheta-Clans. Untrügliches Kennzeichen eines Mafia-Verbrechens ist, dass alle Beteiligten, Auftraggeber wie Mitwisser, deutsche wie italienische Behörden hartnäckig leugnen, dass es die Cosa Nostra überhaupt gibt. Und die Hinterbliebenen der Opfer werden durch Drohungen und/oder Geld zum Schweigen gebracht.

Was Bruno Ziegler, dem pensionierten Juristen im Roman, zum Verhängnis wird,

ist sein selbstauferlegter Schreibzwang. Auch den hat er mit dem Autor Gerhard Köpf gemein: „Mein Bleistift trieb mich weiter, die Worte flogen nur so aufs Papier, sie ließen sich nicht länger zurückhalten. Mich erfasste eine Art Schreibrausch, und mich überraschte, was sich da wie von selbst formulierte und unter der Hand zugleich ein Ich entwarf, in dem das Subjekt vom Ego separiert war.“

Gerhard Köpf ist ein poeta doctus, der im Zweitstudium Medizin studiert und kenntnisreiche Essays über seine Lieblingsautoren Borges, Ezra Pound und Hemingway publiziert hat. Das vorliegende Buch ist die Fortschreibung seiner Allgäu-Saga, die mit dem Roman „Innerfern“ 1983 begann. Worum geht es?

Es geht, kaum zu glauben, aber wahr, um die Unterwanderung des Allgäus durch die süditalienische Mafia, von Eisdielen und Pizzerien bis zu Nobelrestaurants und Hotels, die der Geldwäsche dienen. Die Anbindung an Italien und zur nahegelegenen Schweiz war dabei ebenso von Vorteil wie die Hegemonie der Kirche und der CSU, die der Struktur der Cosa Nostra entgegenkam. Aber auch

grüne Gutmenschen holten die Mafia-Paten sich ins Boot, als sie ihr Geschäftsfeld erweiterten: von Prostitution und Drogenschmuggel zu Wellness-Spas, Alternativmedizin und ökologischer Landwirtschaft, Entsorgung von Giftmüll und Einschleusung von Migranten, Organhandel inklusive. Mit dem Segen der Kirche entstand so, von der EU subventioniert, lautloser und effektiver als jede vom Volk gewählte Regierung, ein Staat im Staate, der das Allgäu „Bärenmarke“-Idyll zum Mafia-Paradies werden ließ.

Doch nicht nur, was er erzählt, auch wie er dabei zu Werke geht, macht Köpfs Buch so lesenswert, angefangen bei Wortschöpfungen, die mehr sind als bloße Witzeleien – vom Intrigantenstadel und der Betriebsmilbe bis zur Neidgenossenschaft. Das folgende Zitat spricht für sich: „Mafiosi haben ein unterentwickeltes Sexualleben. Die meisten leiden unter ejaculatio preacox. Ehefrauen sind Mütter und Komplizinnen. Potent ist der Mafioso nur mit der Pistole. Kommandieren ist besser als ficken.“

Anders als die von ihm verachteten Prosecco-Künstler von Schwabing, kennt

und schätzt der Protagonist des Romans nicht nur die mediterrane Küche, sondern auch Italiens Sprache und Literatur. Er hat lange in Rom gelebt, was dem Autor ermöglicht, einen satirischen Exkurs über die Villa Massimo in den Text einzubauen, aber dieser Ziegler weiß zu viel. Als die Witwe eines Hoteliers, der Mitglied der Ehrenwerten Gesellschaft war, dem *professore* anbietet, die Nachfolge ihres von der Mafia ermordeten Mannes anzutreten, ist es zu spät.

Was dann passiert, darf hier nicht verraten werden – gemäß dem Motto von Alain Delon, das Gerhard Köpfs Roman voranstellt: „Die schönsten Stunden im Leben liegen häufig ein wenig außerhalb der Legalität.“ HANS CHRISTOPH BUCH



Gerhard Köpf: „Palmengrenzen“. Roman. Braumüller Verlag, Wien 2020. 240 S., geb., 22,- €.

Die schwache Identität ist die richtige

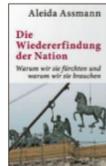
Deutschland als Avantgarde: Aleida Assmann umreißt die Eigenschaften einer wünschenswerten Vorstellung von der Nation.

cen sichtbar geworden, und unter dem Druck wachsender Migrationsbewegung hat die Vorstellung von nationaler Zugehörigkeit wieder dramatisch an Bedeutung gewonnen. Die Formel vom „gesellschaftlichen Zusammenhalt“, die seit einiger Zeit in aller Munde ist, bezieht sich im Wesentlichen auf das Kompositum National-Staat, der den Rahmen dieses Zusammenhalts vorgibt und ihn mit soziopolitischen Interventionen gewährleisten soll. Die vorherrschenden Zukunftsperspektiven sind kleinräumiger und kurzfristiger geworden.

Aber wie sollen wir uns die Idee der Nation vorstellen in einer Zeit, da ein globaler Wirtschaftsaustausch unser Leben bestimmt, wir die Nutzer eines globalen Kommunikationssystems und die bedrängenden Herausforderungen nur noch global zu bewältigen sind? Aleida Assmann, vielfach ausgewiesene Kulturwissenschaftlerin, hält in ihrem neuen Buch Abstand zu den Problemen der operativen Politik. Sie zerlegt das Kompositum Nationalstaat in seine Bestandteile und konzentriert sich auf die Nation: Wie sollen Inklusion und Exklusion in ihr verbunden sein? Wie viel Identitätspolitik für Minderheiten stärkt die Pluralität im Inneren der Nation, und ab wann schlägt Identitätspolitik in eine Spaltung der Gesellschaft um? Wie können zumal die Deutschen sich mit ihrer Nation identifizieren, die so viel Schimpf und Schande auf sich geladen hat – oder ist Stolz und Ehre, wie sie jetzt von den Rechtspopulisten allenthalben eingefordert wird, nicht nur für die Deutschen eine sozialpsychologische Sackgasse?

Aleida Assmann, die sich seit Jahrzehnten mit dem Konzept eines kollektiven Gedächtnisses beschäftigt hat und in-

sofern eine Expertin für nationale Identität ist, lässt sich damit auf Fragen ein, die bei der linksliberalen Mitte seit langem auf der politischen Tagesordnung stehen, um deren Beantwortung die meisten sich jedoch herumgedrückt haben. Für einige ist das Thema peinlich, für andere ewig gestrig, für die meisten ist es durch Nationalismus und Nationalsozialismus



Aleida Assmann: „Die Wiedererfindung der Nation“. Warum wir sie fürchten und warum wir sie brauchen. C. H. Beck Verlag, München 2020. 334 S., br., 18,- €.

kontaminiert – aber soll man es deswegen, so Assmanns Einwand, den Rechtspopulisten überlassen? Oder weiterhin darauf setzen, dass die Nation in „Europa“ aufgehen werde?

Assmann bearbeitet diese Fragen zunächst als Wissenschaftlerin, die sich die einschlägigen Theoriedebatten anschaut, bevor sie eine eigene Position entwickelt und diese offensiv und selbstbewusst ins Spiel bringt. Nur am Rande beschäftigt sie sich mit der historischen und sozialwissenschaftlichen Nations- und Nationalismusforschung; stattdessen konzentriert sie sich auf eine „Grammatik der Identitäten“ und eine „Grammatik nationaler Narrative“. Die beiden so überschriebenen Kapitel sind der wissenschaftliche Anker ihrer Argumentation, bevor sie zu der normativ zugespitzten Unterscheidung zwischen zivilen und militanten Nationen kommt, wo sie dann Partei ergreift und ihre eigenen Präferenzen

entwickelt. Die „Grammatik“ der Identitäten und Narrative ist zu verstehen als die Lehre von der syntaktischen Ordnung und eines ihr entsprechenden richtigen Gebrauchs der Elemente, so dass Assmann selbst die Kriterien bereitstellt, anhand derer man ihre parteiübergreifende Positionierung am Schluss überprüfen kann.

Sie optiert dabei für eine Nation, die sich auch durch Zuwanderung reproduziert, also nicht auf ethnische Homogenität begründet ist, die sich aber nicht in eine Addition nebeneinanderstehender und in sich geschlossener Minderheiten auflösen lässt. Sie soll vielmehr auf einer kulturellen Identität beruhen, die nicht der Ab- und Ausgrenzung dient, sondern die Grundlage und Voraussetzung des Aufeinander-Zugehens bildet. Und zugleich soll es eine Nation sein, die sich der Schuld und Verantwortung, die sie in der Vergangenheit auf sich genommen hat, bewusst ist, die also nicht triumphalistisch daherkommt, aber doch aus der Beschäftigung mit ihrer Geschichte das erforderliche Selbstbewusstsein bezieht, das erforderliche ist, wenn man Neuankommlinge integrieren und ihnen zu guten Lebenschancen verhelfen will. Kurzum: Assmann plädiert für eine Vorstellung von Nation, die nichts gemein hat mit den Exklusionsvorstellungen ethnischer Homogenität, wie sie von den Rechtspopulisten vertreten werden, aber auch auf Distanz bleibt zu den Konzeptionen einer postmigrantischen Gesellschaft, die zuletzt als Modell sozialer Kohäsion ohne national-kulturelles Zentrum lanciert worden ist. Und sie kann sich auch nicht anfreunden mit der Vorstellung einer allein durch „Verfassungspatriotismus“ zusammengehaltenen Gesellschaft.

Die Begründung, warum einer solchen Vorstellung von gesellschaftlichem Zusammenhalt gegenüber die genannten Alternativen der Vorzug zu geben sei, hat Assmann zuvor nicht nur in der kritischen Durchsicht von Identitätstheorien und politischen Narrativen entwickelt, sondern immer auch mit vergleichendem Blick auf korrespondierende Entwicklungen in den Vereinigten Staaten, Israel und den Staaten des östlichen Mitteleuropas: Letztere, so Assmann, haben sich ein politisches wie kulturelles Nationalismus geöffnet, der die Gesellschaften im Innern spaltet und schwächt; die Vereinigten Staaten seien in die Falle einer Identitätspolitik für Minderheiten gegangen, in deren Folge sie zu einer Gesellschaft ohne soziale und politische Kohäsion geworden seien, und Israel habe es unterlassen, den Austausch mit der innerhalb des Staates lebenden palästinensischen Bevölkerung und seinen angrenzenden Nachbarn zu suchen, und sei darüber in die Falle eines nationalen Exklusionsmodells hineingeraten.

Bei den Deutschen indes, so Assmanns nach viel Kritik doch noch zuversichtlicher Ausblick, könnte es sein, dass das, was zumeist als Schwäche angesehen wird, sich zu guter Letzt als Stärke erweist: dass sie sich ihrer Identität nie wirklich sicher waren, sich immer wieder neu auf die Suche machten und deswegen heute die Türen zu einer modernen Vorstellung von Nation weiter geöffnet haben als die meisten anderen. Das ist seit dem anschwellenden Bocksgesang des Rechtspopulismus eine im doppelten Sinn mutige Perspektive: Sie verzichtet nicht auf die Idee der Nation und verherbert sich doch nicht in den Stricken der Vergangenheit. HERFRIED MÜNKLER

Befreite Abenteurer

Der Roman „Georges“ von Alexandre Dumas

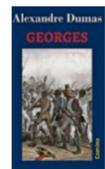
Nicht die heute vergötterten Romane von Stendhal, Balzac, Flaubert, Zola, Hugo oder Sand waren die größten Publikumserfolge der französischen Literatur im neunzehnten Jahrhundert, wie es ja auch in der deutschsprachigen nicht die von Goethe, Jean Paul, Gottfried Keller oder Fontane gewesen sind, sondern die von Karl May. Das französische Pendant dazu, auch im Hinblick auf den Umfang seines Werks, ist Alexandre Dumas, der jedoch ein weitaus größeres internationales Renommee als May für sich in Anspruch nehmen darf: Sein „Graf von Monte Christo“ und „Die drei Musketiere“ zählen zu den berühmtesten Romanen der Welt, was man von „Winnetou“ nicht behaupten kann. Aber eben auch nicht vom Großteil des Schaffens von Dumas.

Der dreizehnte Roman des 1802 geborenen Schriftstellers erschien 1843, also im Jahr vor seinen beiden Riesenerfolgen, und hieß einfach nur „Georges“. Er ist mit exotischem Schauplatz (der Insel Mauritius) und dramatischer Liebesgeschichte ein Musterbeispiel für die von Chateaubriand populär gemachte französische literarische Romantik. Aber zugleich war „Georges“ ein Bekenntnisroman: zur Rassengleichheit. Dumas war der Sohn eines in Frankreich zu militärischem Ruhm aufgestiegenen Mannes, der aus der Karibik stammte und dort der Verbindung eines weißen Kolonialherren mit einer Sklavin entsprungen war – Dumas hatte also eine schwarze Großmutter, und sein Familienname war deren Sklavennamen. Im vom revolutionären Egalitäts-Ideal geprägten Kaiserreich geriet ihm das als Kind nicht zum Nachteil, obwohl Napoleon die 1794 abgeschaffte Sklaverei im Geburtsjahr von Dumas wieder zugelassen hatte.

Aber Dumas wusste um den Spott, den sein jung, nämlich schon 1806 mit 44 Jahren gestorbener Vater in feiner Gesellschaft hatte erdulden müssen, und er siedelte „Georges“ auf einem Schauplatz an, der noch weniger geeignet war, weißen Dünkel überwinden zu haben: Auf Mauritius, bis 1810 französischer, seitdem britischer Besitz, wurde Zuckerrohr angebaut, vor allem von aus Ostafrika hierher verschleppten Sklaven. Der Titelheld ist der Sohn eines Plantagenbesitzers, der wie Dumas' Vater multiethnischer Herkunft war. 1824 kehrt Georges nach fast anderthalb Jahrzehnten in Europa, wo er sich als Soldat bewährt hat, auf seine Heimatinsel zurück, fest gewillt, sich für die als Kind erlittene Verachtung an der immer noch präsenten alten französischen Herrschaftsklasse zu rächen: „Ich bin hierher gekommen, um mein Schicksal zu erfüllen. Ich muss bis zu Ende gehen. Ich habe ein Vorurteil zu bekämpfen. Entweder muss das Vorurteil mich zerschmettern, oder ich muss es töten.“ Die Sklaven der familieneigenen Pflanzung werden freigelassen, ein Aufstand wird angezettelt. Daneben macht der farbige Georges durch Edel- und politischen Mut einem arroganten Herrenmenschen die Braut abspenstig. Mehr als „Black Lives Matter“ gilt hier „Black Love Matters“.

Kolportage, Revanche, Ranküne – das alles sollte Dumas im „Grafen von Monte Christo“, dessen Stoff auch auf eine Erfahrung seines Vaters zurückging, kurz danach dermaßen zur Vollendung bringen, dass „Georges“ später vergessen wurde. Dabei gab es im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts einige Übersetzungen des Romans, 1890 auch eine deutsche. Sie ist jetzt für die erste Neuausgabe des Buchs seit damals wiederverwendet worden – samt damals gängigen, aber heute heiklen Begriffen wie „Neger“. Ein etwas redundantes, aber ausführliches Vorwort des Herausgebers Peter Hillebrand begründet diese Entscheidung, wenn sie auch schwerwiegend, dass es natürlich einen weiteren guten Grund dafür gibt: Ein Kleinverlag wie der von Hillebrand kann eine Neuübersetzung nur schwer finanzieren. Dafür ist diese Neuausgabe auch spottbillig.

Verdienstvoll ist die Publikation allemal, wenn auch mehr aus kultur- und literaturgeschichtlichen Gründen als aus rein ästhetischen. Aber „Georges“ – dessen Titelfigur im Text der Ausgabe von 1890 ebenso konsequent zu „Georg“ verdeutscht wurde wie die Namen einiger anderer Akteure, was nun aber wieder korrigiert ist – liest sich mit kaum zweihundert Seiten flott, und manchmal kann es gerade zur Würdigung großer Literatur auch hilfreich sein, sich dessen zu versichern, was auch kleine für Qualitäten zu bieten hat. In diesem Fall Spannung und Empathie. Unserer Sympathie kann ein Buch wie „Georges“ sicher sein. ANDREAS PLATTHAUS



Alexandre Dumas: „Georges“. Roman. Aus dem Französischen von Friedrich Ramhorst. Hrsg., eingeleitet und kommentiert von Peter Hillebrand. Comino Verlag, Berlin 2020. 224 S., br., 9,90 €.